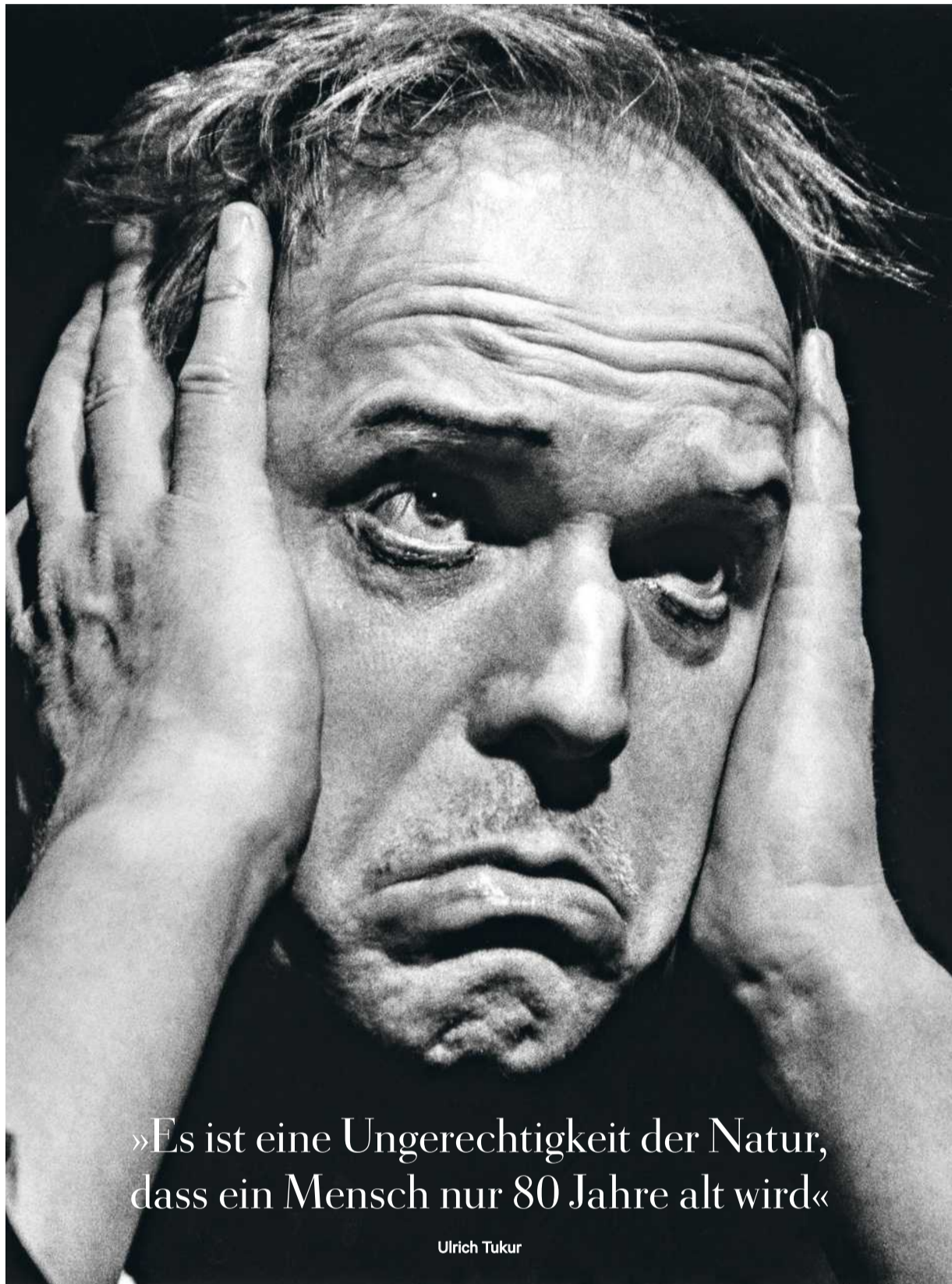


UNTERHALTUNG

»Feiger Rückzug der Hormone«

Das Älterwerden ist Kampf, sagt Ulrich Tukur – ein Kampf, der sich nur mit Poesie ertragen lässt. Begegnung mit einem hochaktiven Künstler, der gerade einen zwiefachen Lockdown überstehen muss



»Es ist eine Ungerechtigkeit der Natur, dass ein Mensch nur 80 Jahre alt wird«

Ulrich Tukur

Berlin-Schöneberg, Ende Januar. Ulrich Tukur, 63, öffnet die Tür einer herrlichen Altbauwohnung, er geht an Krücken. Kürzlich ließ er in einer aufwendigen Operation einen nicht ausgeheilten Bänderriss beheben. Jetzt muss er zwei Monate lang buchstäblich die Füße still halten. Schwer zu ertragen für einen Alleskönner (Schauspieler, Musiker, Schriftsteller), der eher die Überforderung als die Ruhe sucht.

DIE ZEIT: Sie hatten jahrzehntlang Ihren Wohnsitz in Venedig. Wann sind Sie mit Ihrer Frau Katharina John nach Berlin übersiedelt?

Ulrich Tukur: Vor einem Jahr. Wir wollten endlich wieder pralles kulturelles Leben. Und ich wollte mich hier in der Theaterszene umsehen, vielleicht auch wieder Theater spielen. Das habe ich ja seit über zehn Jahren nicht mehr getan. Kaum waren wir hier, machte die Stadt dicht. Nun sitze ich in dieser Wohnung, aber ich bin hier nicht wirklich zu Hause. Ich bin noch nicht angekommen. Keine Ahnung, wie es weitergeht.

ZEIT: Sie sind ein rastloser Mensch, oder? Sind Sie durch den Lockdown auch ein wenig zur Ruhe gekommen?

Tukur: Ja, ich sehe, dass das Tempo viel zu hoch war. Dass ich das begreife, hat auch mit dem Älterwerden zu tun, dem feigen Rückzug der Hormone. Ich bin jetzt nicht mehr der Frontkämpfer, der ich mal war. Je älter man wird, desto mehr zieht man sich von dem Gemetzel zurück und sieht, was es ist: ein Hauen und Stechen, ein ständiger Kampf.

ZEIT: Hauen und Stechen um was?

Tukur: Um die Gelegenheit, um Geld, Anerkennung, Macht. Und wie soll man sich als junger Mensch in diesem globalisierten Tohuwabohu überhaupt noch fühlen? Deshalb diese extremen Tätowierungen, Piercings, Implantate – lauter Hilferufe von Menschen, die sich nicht mehr spüren: »Hilfe, ich möchte gesehen werden!« Es kommt mir vor wie ein Zivilisationsbruch. Ich muss Ihnen das mal vorlesen, ich hab das in der *Neuen Zürcher Zeitung* gefunden ... (er wuchtet sich mit den Krücken vom Sofa hoch, verlässt den Raum, kommt mit einem iPad zurück, das er zwischen den Zähnen trägt; er setzt sich) ... also: Es ging in dem Text um die Frage: Warum ist unter den CDU-Kanzlerkandidaten niemand, der die Stärke, Originalität und Persönlichkeit früherer Politiker hat? Da stand: »Harte Zeiten schaffen starke Menschen. Starke Menschen schaffen gute Zeiten. Gute Zeiten schaffen schwache Menschen. Schwache Menschen schaffen harte Zeiten.«

ZEIT: Das ist tiefer Fatalismus.

Tukur: So ähnlich steht es schon bei Platon, der ewige Kreislauf: von der Aristokratie zur Oligarchie zur Demokratie zur Tyrannis. Eine Generation baut auf, eine erhält, die dritte verschleibt es.

ZEIT: Sie haben oft Figuren gespielt, die zu den Verscherblern gehört haben – zwiespältige oder scheiternde Männer. Unter den historischen Gestalten, die Sie verkörpert haben – gibt es da welche, die Ihnen blieben? Als innere Begleiter?

Tukur: Vor allem zwei haben mich über die Jahre verfolgt: Dietrich Bonhoeffer und Kurt Gerstein. Beide waren tiefreligiös. Der eine ein großer Theologe und christlicher Widerstandskämpfer, der andere Mitglied der Waffen-SS, der Zyklon B in die deutschen Vernichtungslager lieferte und sich trotzdem in einer Art Widerstand befand. Bonhoeffer geht den hellen Weg, ohne Kompromisse. Gerstein gibt dem Teufel die Hand und glaubt, er könne der Hölle ohne Schmachspuren entkommen; sein Zeugnis über den Holocaust fand später Eingang in die Nürnberger Prozesse. Diesem Kurt Gerstein kam ich sonderbar nahe.

ZEIT: Wie das?

Tukur: Gerstein lebte, wie ich herausfand, ab 1938 mit seiner Familie in der Tübinger Gartenstraße 24. Das war, vier Jahrzehnte später, exakt meine Adresse, als ich in Tübingen studierte. Was für ein irrer Zufall. Ich drehte mit Costa-Gavras *Der Stellvertreter* nach Rolf Hochhuths Stück und spielte darin die Rolle des Kurt Gerstein. Dieser Film war wie verflucht. Als Costa-Gavras und ich mit den Filmrollen im Auto von Paris nach Berlin zu den Festspielen fuhren, krachte er auf der Autobahn in ein Motorrad. Und



Die Aufnahmen auf dieser Seite stammen von Ulrich Tukur's Frau, der Fotografin Katharina John

es passierte in der Folge noch mehr Unheil. Irgendwann dachte ich: Vielleicht hat Gott Gerstein wirklich fallen lassen, und wir kriegen das jetzt auch noch ab!

ZEIT: Weshalb sind gerade Gerstein und Bonhoeffer für Sie so wichtig?

Tukur: Sie sind wie zwei Brüder, die die Pole des Menschseins verkörpern: das Helle und das Dunkle, das Maßvolle und das Faustische. Ich frage mich: Wie und warum sind sie gescheitert? Wo haben sie gewonnen? Was kann ich daraus lernen?

ZEIT: Haben Sie auch Menschen gespielt, die grundlos böse handeln?

Tukur: Nein, die würde ich auch nicht spielen. Das ist krank – und deshalb uninteressant.

ZEIT: Die grundlos Bösen sind die Helden vieler Filme.

Tukur: Psychopathische Charaktere mag ich nicht spielen. Es lohnt nicht, sie stellen ein geschlossen malades System dar. Mich interessiert: Wie kommt einer, der das Zeug zum Guten hat, dazu, etwas Fürchterliches zu tun? Dessen Handeln muss der Schauspieler nachempfinden und verteidigen. Er ist der Anwalt des Menschen, den er spielt. Er hat nicht zu richten. Er muss diese Figur, überhöht gesagt, lieben. Urteilen soll der Zuschauer.

ZEIT: Sie haben öfter Funktionäre des »Dritten Reichs« gespielt. Haben Sie sich gefragt: Was wäre aus mir damals geworden? Wie weit wäre ich gegangen?

Tukur: Wer kann heute sagen, wie weit er damals gegangen wäre? Natürlich hätte ich bei der Wehrmacht landen können, wie auch bei der Waffen-SS. Ich bin sehr vorsichtig damit, aus der bequemen Position, in der ich mich heute befinde, jemanden zu verurteilen, der sich in der DDR oder im »Dritten Reich« so oder so verhalten hat.

ZEIT: Für wie »gefährlich« halten Sie sich?

Tukur: Ich könnte jemanden im Affekt erschlagen. Generell aber glaube ich, dass ich den inneren Kompass besitze, zu wissen, was richtig und falsch ist. Wir sind zu vielem fähig, und ich glaube, dass sich die Menschheit insgesamt über die Jahrtausende keinen Deut verbessert hat. Der Einzelne aber kann sich vollenden.

ZEIT: Als wir vor fünf Jahren miteinander sprachen, sagten Sie, Deutschland werde vom Mittelstand zusammengehalten. Wenn der wegbreche, wollten Sie für nichts garantieren.

Tukur: Ich sehe das heute nicht anders. Es ist der hart arbeitende Mittelstand, der das Rückgrat des Staates ist. Ich kenne Italien sehr gut, dort ist die Einstellung zum Staat eine völlig andere: Der Staat ist immer der Feind, den man überlisten und betrügen muss. In Deutschland ist er immer noch die Organisation aller Bürger, die dafür zu sorgen hat, dass sich die Ungerechtigkeiten im Rahmen halten und die Menschen sich nicht gegenseitig totschießen. Ist der Mittelstand vom sozialen Abstieg bedroht, radikalisiert er sich, und das kann in Deutschland sehr unangenehm werden.

ZEIT: Sie haben schwäbische Vorfahren. Klingt das Schwäbische in Ihnen nach, die Stimmen der Eltern?

Tukur: Es ist nicht die vorige Generation, die mir etwas bedeutet, eher die Generation der Groß- und Urgroßeltern. Da waren in unserer Familie die Künstler und interessanten Menschen. Meine Eltern gehörten der Generation an, deren Bestimmung es war, das zerstörte Land wieder aufzubauen. Diese Generation war nicht sehr poetisch, sie war pragmatisch. Sie hatte weder den Willen noch die Kraft, die Verbrechen aufzuklären, in die sie verwickelt war.

ZEIT: Ihre Eltern waren sehr konservative Leute. Wie sind die damit umgegangen, dass Sie ein Gaukler, ein Bühnenschwabe sind? Und dann auch berühmt wurden?

Tukur: Erst nach dem Tod meiner Eltern habe ich festgestellt, dass sie alles gesammelt hatten, was über mich in den Zeitungen stand. Aber sie haben mir das nie gesagt, mich nie gelobt. Als meine Mutter mich am Hamburger Schauspielhaus als Hamlet sah, hat sie hinterher zu mir gesagt: »Des war jetzt net so schlecht, aber fass dir doch bitte net andauernd ins Gesicht.« Das sagt alles.

ZEIT: Das klingt beklemmend. Aber so beklemmen wirken Sie nicht. Sie wirken auf der Bühne angstfrei.

Tukur: Da hat mir der Regisseur Peter Zadek sehr geholfen. Als ich in Shakespeares *Wie es euch gefällt* den Orlando spielen sollte, wusste ich während der Proben einfach nicht weiter. Da sagte Zadek mit seiner nögigen Stimme: »Schau deinem Partner doch mal in die Augen. Dann wirst du schon wissen, wie du's spielst.« Was er meinte, war: Du musst dich auf dein Gegenüber konzentrieren, deine Umgebung, und nicht immerzu um dich selbst kreisen. Als Autofahrer schaut man ja auch nicht auf die ersten drei Meter vor sich, sondern zum Horizont.

ZEIT: Zadek hat Sie groß gemacht, aber Sie haben auch sehr unter ihm gelitten, oder?

Tukur: Außerhalb des Theaters konnte Zadek nichts, nicht mal einen Lichtschalter konnte er drehen, aber im künstlichen Raum des Theaters war er ein Gott. Er konnte einen auseinandernehmen und nach seinem Geschmack wieder zusammensetzen. Er durchschaute das psychische Material, das er vor sich hatte, sofort und wusste instinktiv, wo der Schwachpunkt saß. Einmal, vor der Hamburger Premiere von Joshua Sobols Stück *Ghetto*, rief er mich zu sich und sagte: »Du, was du da in der Probe gespielt hast, das hab ich nicht inszeniert, das kotzt mich an, das ist ekelhaft und blöd.« Ich war fassungslos! Offenbar dachte er: Der Junge macht es sich in seiner Rolle zu gemütlich, dem zieh ich mal den Teppich unter den Füßen weg. Ich bin in die Auf-führung geschlichen und dachte, ich mache alles falsch; ich habe wirklich um mein Leben gespielt. Danach sagte er zu mir: Siehst du, geht doch.

ZEIT: Wo war der wunde Punkt bei Zadek?

Tukur: Wenn man sich wehrte. Wenn man in der Probe an die Rampe ging und sagte: »Wenn von dir noch ein Mal so was kommt, dann hau ich dir eins aufs Maul.« Er hatte eine Heidenangst vor Leuten, die ihm physisch zu nahe traten. Er hat das eigentlich gesucht, den Widerspruch. Nur: Die meisten haben sich das nicht getraut, sie hatten Angst vor ihm.

ZEIT: Sie hatten Kontakt mit noch autoritäreren Kunstsystemen – mit Hollywood. Wie war das?

Tukur: Unheimlich. Furchtbar viel Geld, aber gekocht wird auch nur mit Wasser. Am kuriosesten war folgendes Erlebnis: Ich bekam eines Tages einen Anruf von einer Wiener Agentur, jemand in den USA wolle mich gerne kennenlernen, man könne aber nicht sagen, wer es sei. Dann schickte man mir ein Erster-Klasse-Flugticket nach Los Angeles; ich flog hin, wurde von einem Chauffeur am Flughafen abgeholt und in ein teures Hotel am Sunset Boulevard gefahren. Am nächsten Tag ging's auf ein Filmgelände, und immer noch sagte mir keiner, worum es sich drehte. Ich wurde in ein Haus gebracht, das im mexikanischen Stil errichtet war, man schob mich in einen Raum, in dem Oscars auf den Regalen herumstanden. Man ließ mich allein. Endlich, nach einer halben Stunde, ging eine Tür auf, und Steven Spielberg kam herein. Er war auf der Suche nach der Besetzung für seinen Film *München*. Ich war viel zu jung, das sah er auch gleich. Wir haben uns trotzdem eine Stunde lang angeregt unterhalten, dann flog ich wieder zurück. Ein herrlicher Ausflug.

ZEIT: Schätzen Sie das Theater mehr als die Filmarbeit?

Tukur: Das Schauspiel ist für mich nicht die höchste aller Künste – ich finde das Komponieren einer Sinfonie, das Schreiben eines Buches oder das Malen eines Ölbilds viel faszinierender. Wobei ich aber sagen muss: Es ist etwas anderes, einer Figur auf der Bühne Leben einzuhauen, sie über einen ganzen Abend zu führen, als im Film eine Szene einmal zu wiederholen. Im Film strahlen auch Leute, die keine fünf Minuten auf einer Bühne bestehen würden. Da kannst du kaum scheitern, der Schnitt macht noch aus den stümperhaftesten Momenten etwas Ansehnliches.

ZEIT: Schwaben haben die Neigung, alles vom Ende her zu denken. Kennen Sie das auch?

Tukur: Als Jugendlicher habe ich meine Eltern damit erschreckt, mein Zimmer über alle vier Wände mit den Todesanzeigen der *FAZ* zu tapezieren. Ich verstand einfach nicht, warum ich in ein Leben hineingeworfen werde, das dann irgendwann wieder vorbei ist. Warum? Da half mir



Ulrich Tukur ist auch Pianist und Bandleader der »Rhythmus Boys«

die Literatur. Denn die poetische Sublimierung dieses beunruhigenden Abenteurers ist die einzige Möglichkeit, es erträglich zu machen. Eigentlich ist es ja mehr als absurd, was wir erleben, und trotzdem ist es schön. Ich hatte immer diese zwei Seiten in mir: die Dinge vom Ende her zu denken und zugleich mitten im Hier und Jetzt zu stehen.

ZEIT: In dem Film *Der seltsame Fall des Benjamin Button* spielt Brad Pitt einen Mann, der immer jünger wird. Er reist auf dem Zeitstrahl rückwärts. Wäre das was für Sie?

Tukur: Ich würde gern bis zum 30. Lebensjahr zurückreisen – und dann wieder altern. Es ist eine Ungerechtigkeit der Natur, dass ein Mensch nur 80 Jahre alt wird. Man hat viel erlebt, wird klüger und könnte als reiferer Mensch so richtig loslegen – und dann geht einem die Kraft aus. 50 Jahre Nachschlag, das wäre schon gut! Aber *endlich* muss es sein. Macht der Mensch sich an die Unsterblichkeit, erfindet er die Schöpfung neu, und er ist ja auf dem Weg dazu, wird er kein Quäntchen mehr Glück finden, eher im Gegenteil.

Das Gespräch führte Peter Kümmler

Am 17. Februar um 20.15 Uhr ist Ulrich Tukur in dem Film »Meeresleuchten« in der ARD zu sehen